

Die Geschichte eines alten Schrankes

Autor(en): **Tossi, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

äugte mit blanken wißbegierigen Augen zum Loch heraus, verschwand aber alsbald und saß wieder brav auf den Eiern. Es dauerte indessen nicht lange, etwa beim dritten oder vierten Besuch, so hüpfte das Weibchen auf die kleine Stange vor dem Kasten. Dann saßen die beiden zierlich nebeneinander, sie zwitscherten und lärmten, laut und leise, und schienen sich ausgezeichnet zu unterhalten. Wenige Besuche später fingen sie auch schon an, sich zärtlich zu schnäbeln. Und eines Tages geschah es, daß sie sich einen Kuck gaben und zusammen in den blauen leuchtenden Tag flogen. Das Weibchen völlig unbekümmert, sorglos, als sei da kein kleines Nest mit winzigen Eiern, die verderben und ersterben mußten, wenn man sie verließ.

Als nach einiger Zeit der rechtmäßige Ehegatte nach Hause kam mit dem Futter im Schnabel und durch das Loch hineinäugte in die Wohnung, war das Nest leer. Die kleinen Eier lagen verlassen da. Aufgeregt hüpfte der Star auf der Stange hin und her, er rief und rief immer lauter. Er klagte in die Nähe und Weite. Da waren doch die kleinen Eier im Nest! Wo war denn das Weibchen? Weiß sie denn nicht, daß die kleinen Eier nicht zum Leben erwachen werden, daß keine kleinen Schnäbelchen durchstoßen werden, wenn da keine Mutter ist, die sie behütet und ihnen hilft zum Tag und zum Licht? Hat er, ihr Mann, nicht immer brav für sie gesorgt, hat er die Wartezeit nicht treulich mit ihr geteilt? Hat er ihr nicht die besten und delikatesten Bissen gebracht? Hat er sich je eine Mühe verdrießen lassen?

Der Star wartete. Er wartete stundenlang. Einen ganzen langen Tag saß er auf der Stange. Äugte hinein in den Kasten, hüpfte auf den alten Apfelbaum, zwitscherte, rief mit wachsender Verzweiflung. Niemand kam. Niemand zeigte sich, soviel der Star auch lockte.

Da packte den Star plötzlich der Jörn. Seine

Federn sträubten sich. Seine Brust hob und senkte sich in grenzenloser Erregtheit. Der Schmerz machte ihn sinnlos. Er kroch in den Kasten, und was nun geschah, war wohl nichts anderes als der Ausbruch seiner übergroßen Liebe, seiner Empörung, seiner Verzweiflung. Er warf das ganze Nest heraus. Er nahm die Eier und warf sie auf den Boden. Nichts ließ er im Kasten zurück. Von dem heimlichen Leben, dem Glück und was in diesem seinem Heim zum Tag und zum Licht heranreifen wollte. Er zerrte und zerpflückte alles. Er konnte sich in seiner Raserei nicht genug tun in der Zerstörung. Nicht lange dauerte es, so lag das weiche, trauliche, zärtliche Nest, in dem die kleinen Eier so gut behütet gewesen waren, unkenntlich, als häßliche Masse am Boden.

Darnach äugte der Star auf das Unglück nieder. Er stieß ein paar sonderbar traurige Schreie aus, wie die Verzweiflung selber klangen diese Schreie. Dann flog er fort.

In den nächsten Tagen indessen kam er immer wieder, wie getrieben von einer unstillbaren Sehnsucht. Konnte das Weibchen nicht zurückgekommen sein? Konnte nicht eine neue Liebe zu ihm beginnen? War sein Herz trotz allem nicht bereit zu vergeben und zu vergessen? In einer vagen Hoffnung schaute der Star in den Kasten, setzte sich auf das Stänglein, zwitscherte und rief. Er wartete. Ach! Er liebte die Treulose immer noch. Aber das Weibchen kehrte nicht zurück. Niemals kam es wieder. Am Ende blieb auch der Star fort. —

Der alte Mann am Fenster nickte traurig vor sich hin. War da ein großer Unterschied im Schicksal dieser Stare und dem der Menschen? Der alte Mann hatte viel erlebt. Das Herzeleid hatte tiefe Kummerfalten um seinen Mund gezogen. Er schüttelte das weiße Haupt. Nein, er fand keine bemerkenswerten Unterschiede.

Johanna Siebel.

Die Geschichte eines alten Schrankes.

Von Maria Tossi.

Mein Vater hatte Mutter einmal einen prächtigen antiken Schrank geschenkt. Es war damals vor vielen Jahren, als die fünf Tossi-Buben noch klein waren. Freilich hatten die Eltern noch mit vielen Sorgen zu kämpfen, aber es fing doch an, aufwärts zu gehen. Vaters Arbeitskraft und Arbeitsfreude, sein unermüdlicher Fleiß und Eifer trugen die wohlverdienten Früchte. Und Mutters Walten, ihr sonniges Wesen voller Anmut, ihr

Frohsinn und emsiges Schaffen verbreiteten Freude, Glück und Segen im Hause.

Ihr ganzer Stolz und ihr Glück aber war dieser schöne, herrliche Schrank, den ihr Mann ihr geschenkt. Groß wie ein Haus, barg er in seinem Innern alles, was wert und teuer war im Hause, ihr feines Porzellan, ihre Silbersachen, ihr blitzendes Kristall, ihre Leinensätze — alles, woran ihr Herz hing. Unzählige Male lief die kleine,

zierliche Mutter hin zu ihrem geliebten Schrank, drehte den schweren Schlüssel im Schloß, öffnete die mächtige knarrende Türe, eigentlich ganz ohne besondern Zweck, einzig und allein, weil es sie so unendlich freute, einen Blick in die bescheidenen Herrlichkeiten darin zu werfen. Und niemals unterließ sie es, mit ihren kleinen, weichen Mutterhänden liebevoll über das blanke Holz zu streichen, so zärtlich beinahe, wie sie über die wirren Lockenköpfe ihrer wilden Buben fuhr. Gute, liebe, kindliche kleine Mutter!

Dann aber kamen wieder dunkle, graue, schwere Tage, wo Vater unter erneuter furchtbarer Sorgenlast schier zusammenbrach. Ein falscher „Freund“, dem er sein volles Vertrauen geschenkt, betrog ihn in schändlichster Weise und brachte ihn beinahe um das ganze Gut, das er in langen, harten Arbeitsjahren errungen hatte. Aber Mutter, die jetzt wieder einem Kindein das Leben schenken sollte, war so tapfer, guten Mutes und voll Gottvertrauen. Immer wieder richtete sie den verzweifelte Mann auf. „Verzage nicht, du Lieber, schau, ich bin bei dir und helfe dir!“

Und wie sie ihm half, die brave, treue, herzliche Frau! — Es galt hinauszuziehen aus ihrem freundlichen Haus, es hieß verkaufen, was nur irgend entbehrlich von dem einfachen Hausrat, den beide Stück für Stück mit Mühe und Fleiß erarbeitet und mit so vieler Liebe sich angeschafft hatten. Es galt auch das größte Opfer bringen, das bitterste, den geliebten, den wunderschönen Schrank veräußern! — Mutter zeigte ein lächelndes Gesicht, als die Männer ihn forttrugen; aber am Morgen war ihr Kissen naß von ihren heißen Tränen.

Als dann das erwartete Kindein kam, ein winziges Mädchen — das einzige nach den fünf Buben —, da falteten beide Eltern in heißem Dankgebet die Hände. „Mutter“, sagte der Mann, „sieh hier meine starken Arme, mit ihnen trage ich dich, unsere Buben und die Bambina über Steine und Dornen hinweg, daß nichts euch wehtun darf. Und so Gott will, baue ich dir ein neues schönes Haus, und deinen lieben Schrank sollst du auch wieder haben! —

Es kam nicht dazu! Wohl schienen mit dem ersehnten Mägdelein Glück und Segen wieder Einzug zu halten im Tossihaus, das neu erstand, schöner und geräumiger als das frühere gewesen, mit einem wahren Wundergarten für die frohe Kinderchar. Aber der alte, so schmerzlich

vermißte Schrank fand sich nie wieder ein, er blieb unauffindbar.

Mutter hat seinen Verlust nie verwinden können. Immer und immer wieder erzählte sie ihrer kleinen Tochter von dem Verlorenen. Sie schilderte ihn der Kleinen in derart lebhafter, farbenreicher Weise, daß das Kind ihn leibhaftig vor Augen sah, in seiner wuchtigen Pracht und Größe. Es glaubte, ihn zu schauen, mit seinen Händchen betasten zu können, sein Näschen roch den feinen Lavendelduft, der ihm entströmte. Es liebte den alten Gefährten seiner Mutter, wie einen fernen Freund, der irgendwo draußen in der Welt stand und eines Tages wieder dastehen würde in Mutters Zimmer. Es sah ihn in seinen Träumen, den alten Gesellen, mit seinen wuchtigen Türen, den gewellten Säulen zu beiden Seiten, dem mächtigen Aufsatz, den schweren großen Kugelfüßen, auf denen er ruhte. Vor allem aber liebte das Kind den gewaltigen eisernen Schlüssel, der in dem kunstvoll verzierten Schloß steckte, der so ungeheuer groß und schwer war, daß Mutters kleine Hände ihn fast nicht zu fassen und zu drehen vermochten. Am Schluß ihrer phantasievollen Schilderung pflegte Mutter jeweils fast geheimnisvoll hinzuzufügen: „Und zu allerhinterst, an der Rückwand, da habe ich meinen Namen hineingeschrieben, damit jedermann wissen soll, daß er mir gehört und niemandem sonst.“

Aus dem kleinen Mägdelein mit den dunkeln Augen, das so andächtig und begierig Mutters Erzählungen lauschte, wurde eine Frau, mit verträumtem Gemüt und einer unbezwinglichen Leidenschaft für altes Geschehen und alte Dinge, alten Hausrat und verblichene Bilder. Eines Tages stand sie in einem Trödlerladen vor einem großen alten Wellenschrank. Schreck und Freude durchfuhr sie. „Mutters Schrank, o Mutters Schrank,“ brach es aus ihr heraus. Ja, das war „Er“. Wohl hatten andere Besitzer sein Inneres übermalt, von Mutters Namen war nichts zu entdecken. Aber er war es trotzdem, unverkennbar! Alles sah sie da, alles, wie sie es in ihren Kinderträumen gesehen, wie Mutter hundertmal geschildert. Und da steckte ja auch in dem ungezählte Male beschriebenen kunstvollen Türschloß der altvertraute Schlüssel, mit dem entzückenden Blattwerk und dem geheimnisvollen Schlüsselbart, in dessen seltsamen Verzierungen ein tanzendes Männchen zu erkennen war, wie Mutters lebhaftes Phantasie behauptete.

Die Tochter erstand den Schrank und nahm

ihm heim in ihr Haus. Und wie ehemals die Mutter, so stand nun auch sie davor wohl hundertmal, mit der gleichen kindlichen Freude. Er stand in ihrem Zimmer, ihm galt ihr Morgen- und ihr Abendgruß. Und wieder barg er wie früher das liebste und teuerste Gut des Hauses. Und sie streichelte sein blankes Holz mit der gleichen Zärtlichkeit, mit der sie ihrer Kinder Lockenköpfe liebte.

Dann aber kamen auch über dieses Haus dunkle, düstere Wolken gezogen, und die Unsassen glaubten unter der Wucht schwerster Schicksalsschläge zusammenzubrechen. Und es hieß auch da fortziehen aus dem vertrauten lieben Haus und

Garten, sich trennen von dem vielen, das nun überflüssig, aber, ach, so teuer und so wert war! Die Männer trugen auch den Schrank wieder fort zu fremden Leuten, die von seiner Geschichte nichts wußten und den heißen Tränen, die ihm nachgeweint wurden. Vielleicht steht er nun auch wieder unter altem Gerümpel beim Trödler, Staub legt sich auf sein blankes Holz und die eingelegten Blumensträuße auf seinen Türen. Und keine Hand dreht mehr den großen Schlüssel mit dem kunstvollen Blattwerk und dem tanzenden Männlein.

Armer, lieber, teurer Schrank, der meiner Mutter und meine so große Freude einst war.

Die Hilfe.

Von Ina Jens.

Die Schule hatte wieder begonnen. Wir waren von der ersten Klasse in die zweite hinaufgerückt, und mit dieser Beförderung war natürlich viel Neues verbunden.

In einem langen schwarzen Rock stand neben dem Pult unser Pfarrer, ein ernster und ehrwürdiger Herr, und wir blickten bewundernd zu ihm auf. Er sprach vom Glauben und Beten und erzählte uns eine gar seltsame Geschichte, über die ich mich damals nicht genug wundern konnte.

Jrgendwo in Afrika, dort, wo es damals noch Menschenfresser gab, war eine kleine Gemeinde frommer Christen im Hause eines Missionars versammelt. Selbstvergessen sangen sie geistliche Lieder und merkten in ihrer tiefen Andacht nicht, daß die wilden Kannibalen in Scharen draußen das Haus umringten, um sie zu überfallen und ihnen unter Qualen ein schreckliches Ende zu bereiten. Als sie schließlich ihre Feinde doch am Fenster gewahrten, wußten sie, daß nur Gott allein ihnen noch helfen könnte.

Sie fielen auf die Knie und beteten und glaubten, glaubten felsenfest an die Hilfe des Himmels, fanden aber in ihrer Verzweiflung und Todesangst nur wenige Worte, die sie immer wieder vor sich herstammelten: „Herr, unser Heiland und Gott, verbirg uns vor den Augen des Feindes! O, verbirg uns vor seinen Augen!“

Und siehe, ihre Hoffnung und ihr Glaube sollten nicht getäuscht werden. Das Wunderbare geschah. Die Betenden sahen wohl die Feinde draußen; aber die Feinde sahen die frommen Menschen in der Stube nicht mehr. Es war, als habe Gott den Wilden die Fähigkeit zu sehen genommen. Leer und öde erschien ihnen durch die Fen-

ster das Zimmer, und langsam verzogen sie sich wieder in der dunkeln Nacht.

Der Pfarrer nannte dieses Ereignis das Wunderbarste, das je durch den Glauben geschehen sei.

„Seht Kinder“, sprach er, „so wunderbar hilft Gott den Menschen, die an ihn glauben. Ein herrlicher Spruch in der Bibel sagt schon: „So ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen!“ Das heißt: das scheinbar Unmögliche ist doch möglich durch unsern gütigen Gott im Himmel, aber glauben, ja glauben muß der Mensch! Und nun wiederholt mir die schönen Bibelworte: „So ihr... Und wir fielen alle im Chor ein: „So ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen.“

„Ja“, nickte er, „so ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen, und nun wollen wir beten.“

Während wir andächtig im Gebet versunken waren, tönten vom Kirchturm her dumpf und feierlich elf Schläge zu uns herein. Die Schule war aus.

Wir waren gerade im Begriff, mit Geschrei und Mappenschwingen hinauszustürmen, als unser Lehrer erschien und uns noch einmal zurückschickte. Als wir endlich mäuschenstill und erwartungsvoll wieder auf unsern Bänken saßen, begann er: „Für morgen habt ihr denn alle folgende Bücher und Hefte zu kaufen: Ein Rechenbuch, zweites Schuljahr, kostet sechzig Rappen, ein Rechenreineheft, kostet fünfundzwanzig Rappen, und ein einfaches Rechenheft, kostet zehn Rappen. Das macht zusammen fünfundneunzig Rappen. Wieviel habe ich gesagt?“

Wir brüllten alle zur Antwort: „Fünfundneunzig Rappen!“

„Das ist sehr wenig,“ fuhr der Lehrer fort,